



Geraubt. Henri Matisse, «Femme assise», 1924. Foto Keystone © Pro Litteris

Cornelius Gurlitt stiftet den Rechtsfrieden

Fortsetzung von Seite 19

wird, bei der Arbeit zusehen; er selbst darf zudem einen Wissenschaftler seiner Wahl in die hochkarätig besetzte, bisher 14-köpfige Arbeitsgruppe entsenden. Über die 238 Kunstwerke, die zusätzlich in Gurlitts Salzburger Haus gefunden wurden (auch hier: Gemälde und Aquarelle von Monet, Renoir, Gauguin und anderen Meistern), trifft die Vereinbarung naturgemäss keine Entscheidung; das wird in und mit Österreich verhandelt.

Im Wohlgefallen

Auch über den Gang des Ermittlungsverfahrens in Gurlitts Strafsache besagt die Vereinbarung nichts; offenbar soll der Eindruck vermieden werden, hier habe es einen Deal «Bilderfreigabe gegen Strafnachlass» gegeben. Vermutlich wird das Verfahren alsbald gegen eine geringe Geldauflage eingestellt. Zudem ist mit der Aufhebung der Beschlagnahme-Anordnung zu rechnen; die Gemälde, die zweifellos keine Nazi-Raubkunst darstellen, dürfte Gurlitt damit ziemlich bald wieder in Empfang nehmen dürfen.

Damit hätte sich der grandiose Schwabinger Kunstfund in ziemliches Wohlgefallen aller aufgelöst. Sammler Gurlitt darf damit rechnen, über einen Grossteil seiner Kunst wieder verfügen zu können; Experten rechnen damit, dass sich Anspruchsberechtigte nur für einen kleinen Teil der unter Raubverdacht stehenden Bilder finden lassen oder melden. Die immerhin bekommen das Raubgut zurück, eine kleine Genugtuung für das grosse, zumeist an ihren Vorfahren begangene Unrecht.

Die deutsche Bundesregierung wiederum darf von sich behaupten, ihren Teil zur Restitution der Raubkunst beigetragen zu haben; das unterbindet Gesichtsverlust. Und die bayrischen Justizbehörden haben das Problem vom Hals, in der Öffentlichkeit begründen zu müssen, aus welchem juristischen Grund (es gibt keinen) sie wegen eines vergleichsweise harmlosen Steuervergehens jahrelang einen Kunstschatz horten. Ihnen, die sich durch Übereifer und später Geheimniskrämerie auszeichneten, kommt in dieser Kunstschatz-Saga die Rolle des Bösewichts zu.

In der Verantwortung

«Das ist eine historische Vereinbarung», meinte die deutsche Kulturstaatsministerin Monika Grütters, «so etwas hat es mit einer Privatperson nie gegeben.» Erleichterung allseits, aber auch Lob für Cornelius Gurlitt, der, so sein Rechtsanwalt Christoph Edel, «auf vorbildliche Weise» moralische Verantwortung wahrnehme – «jenseits einer aus unserer Sicht eindeutigen rechtlichen Situation».

Was mit der Kunst, die dem greisen Cornelius Gurlitt nun über kurz oder lang wieder zufällt, passieren wird, ist noch offen. Die bayrische Regierung hat bereits angeregt, Gurlitt ein schönes Schloss zu besorgen, wo er seine Bilder aufhängen kann, auf dass das Publikum herbeiströme; dazu, so ist das wohl gedacht, ein kleines, warmes Türmchenzimmer für Gurlitt und eine Leibrente bis zum Lebensende. Daraus wird wohl nichts: Gurlitt will nicht, dass die Bilder in die Öffentlichkeit gehen. Er will, so scheint, in seiner Bilderwelt sterben.

Scheitern ist Programm

Mit «Cavrein» legt Leo Tuor ein zweites Buch über die Jagd vor

Von Dominik Feusi

«Mit der Jagd ist es wie mit dem Leben. Eines schönen Tages ist alles vorbei, dabei hat es doch erst begonnen.» So räsoniert der Erzähler am letzten Jagdtag auf Steinböcke in Leo Tuors neuem Buch «Cavrein». Und der Leser ahnt schon, dass auch dieser Jagdtag wie die meisten vorhergehenden erfolglos verlaufen wird. Scheitern ist Programm, die Frage ist nur noch wie. Mit der Erzählung «Cavrein» legt der rätoromanische Schriftsteller (Übersetzung: Claudio Spescha) nach «Settembrini – Leben und Meinungen» ein zweites Werk zu einem Thema vor, das wie kaum ein anderes weit weg von der Lebenswelt der meisten modernen Menschen zu liegen scheint: die Jagd.

Abbild des Bündner Hochgebirges

Der Jäger Tuor tut das nicht mit romantischer Jagdgeschichte für Insider, sondern in einer auch für Nichtjäger verständlichen ebenso präzisen wie zerklüfteten Sprache, Tuor nennt es «lyrische Prosa». Sie scheint Abbild des Bündner Hochgebirges, wo die Geschichte spielt. Cavrein ist eine weitläufige Alp des Klosters Disentis, sechs verwinkelte Täler bis hoch hinauf zum Piz Russein, ennet der Sprachgrenze bekannt als Tödi.

Dort kennen sowohl der Schriftsteller wie auch der Erzähler jeden Felsblock. Dort darf Letzterer zuerst eine Steingeiss und dann einen Steinbock erlegen. Tuors Nähe zur Jagd bringt

dem Leser den archaischen Charakter dieses Handwerks nahe. Dass dies vor allem im beinahe täglichen Scheitern liegt, überrascht nur jene, die selber noch nie eine Hochgebirgsjagd absolviert oder begleitet haben. Sicher bei der Jagd ist nur das Warten und das Aushalten von Niederlagen. Sie ist damit die Antithese zu unserer Gesellschaft des allzeit käuflichen und garantierten Abenteuers.

Felsgeröll und Erlengestrüpp

In der Theorie ist alles ganz einfach: Man schaut, wo die Steinböcke Gras fressen, legt sich dort auf die Lauer und wartet bis sie abends dorthin heruntersinken. Peng! Doch während zehn Tagen geht diese Theorie nicht auf, mal sind keine Steinböcke zu sehen, mal verstellt der Nebel die Sicht. Der Erzähler kämpft sich durch Felsgeröll und Erlengestrüpp, kaut hinter Felsbrocken auf Speck herum und überlegt sich in einer Mischung aus Verzweiflung und Gelassenheit, mit welcher Taktik er die Steinböcke überlisten könnte.

Tuor beschreibt das ständige Abwägen, was denn noch zu tun wäre, wohl wissend, dass genau das, was man zu tun sich zurechtlegt, schliesslich genau das Falsche gewesen sein kann. Da hilft nur Wittgensteins grundlegende Kritik an Erkenntnis, welche der Erzähler stets zur Hand hat. Der Jäger fordert das Glück heraus, im Wissen, dass es ihm schliesslich doch einfach zufallen muss. Alle seine Anstrengungen dienen nur dazu, die Wahrscheinlichkeit

für das Jagdglück zu erhöhen. Das ist – auch für den Stadtmenschen – so tröstlich wie furchterregend: Manchmal hilft alles nichts und manchmal bringt gerade Nichtstun alles.

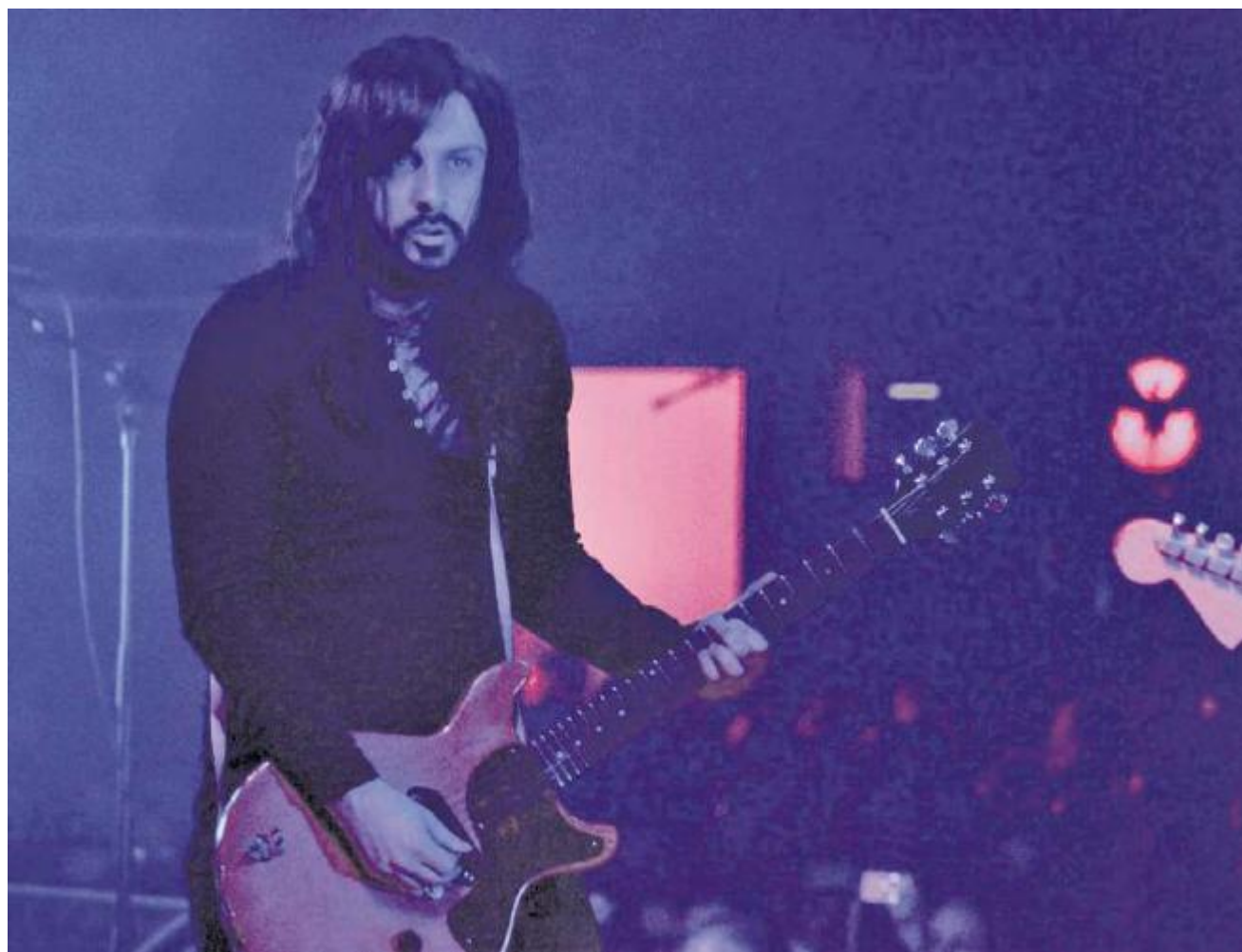
Am zehnten Tag schliesslich, die Erlösung: Die Steingeiss liegt. Nun geht es auf den Steinbock. Der ist einfacher zu erlegen, denn er ist weniger scheu als die Geiss. Steinböcke sind je älter desto grössere «Oblomows», «lethargische Träumer», denen alles «schnuppe» ist. Auch der Tod. Und weil Malaparte schrieb, dass die Toskaner als Einzige wüssten, «was für eine lächerliche Sache das Sterben sei und wie viel lächerlicher als das Sterben die Angst vor dem Sterben», darum muss das Bündner Wappentier für Tuor ein Toskaner sein. Weil er keine Angst vor dem Sterben hat «sind die Steinböcke frei und der Bündner nicht».

Der Erzähler bekommt am letzten Jagdtag noch einen Steinbock ins Visier. Die Distanz ist gross, er und sein Begleiter kriechen näher. Doch er schießt nicht, sondern steht da, «gesättigt, ohne getötet zu haben, in der Unermesslichkeit des Himmels». Und begleitet von Dantes Gesang am Höllentor («Durch mich geht man zu dem verlorenen Volke») steigen sie ins Tal. Die Jagd ist vorbei. «Ob eine Literatur etwas taugt oder nicht, erkennt man daran, ob man ihren Figuren im Leben wieder begegnet», sagt der Erzähler. Diese taugt.

Leo Tuor: «Cavrein». Aus dem Rätoromanischen von Claudio Spescha. Limmat Verlag 2014, 96 Seiten, ca. Fr. 26.–

Apokalyptische Flower-Power

Uncle Acid & the Deadbeats berauschten am Montag in der Kaserne



Dynamik unerwünscht. Kevin Starrs alias Uncle Acid bot mit seinem Quartett 70 Minuten lang Gewaltiges.

Von Stefan Strittmatter

Basel. Die Menschen, die am späten Montag bei der Kasernenwiese den ersten warmen Frühlingsabend geniessen, ahnen nicht, welch Gewitter sich nur wenige Meter von ihnen entfernt zusammenbraut. Im Rossstall haben oben Black Moth aus Leeds ihr wichtiges Set mit dem treibenden «Tumbleweed» und dem epischen «Honeylove» abgeschlossen. Der schleppende Beat, die arabisch angehauchten Gitarrenläufe, der durchdringende Gesang von Frontfrau Harriet Hyde und die diabolischen Tritonus-Intervalle des Basses sind noch nicht ganz verklungen, da kündigt ein aufbrausendes Orchester ab Band noch grösseres Unheil an.

Die Haare tief im Gesicht, betreten um zehn Uhr die vier Mannen von Uncle Acid & the Deadbeats die mit alten Verstärkern zugestellte Bühne. Ihr Riffrock

zielt in eine ähnlich doomig-psychedelische Richtung wie jener der Vorband, doch legt das Quartett um den wohlweise Kevin Starrs oder Uncle Acid gerufenen Leader eine grössere Affinität zum offenen Shuffle an den Tag.

«Crystal Spiders» zementiert ein böses 6/8-Motiv und bei «Mind Crawler» schaukeln sich die tiefer gestimmten Saiten zu einem bewusstseinsweiternden Dröhnen auf. Doch den vom frühen Heavy Metal der späten Sixties inspirierten Songs wohnt ein ansteckender Swing inne, der Stillstehen verunmöglicht.

Goldener Saum der Sonne

Zwar kommen die Arrangements von Uncle Acid & the Deadbeats weitestgehend ohne Dynamik aus – in seltenen Fällen steigert die eingespielte Band ihr «sehr laut» auf ein «extrem laut» –, doch hält die Truppe aus Cambridge ihr

70-minütiges Set mit den Gesängen kurzweilig. Stets säumen zwei- bis dreistimmige Gesangsharmonien als goldener Saum einer aufgehenden Sonne die Riffmassive der unisono gespielten Gitarren. Dass die Stimmen dabei nicht nur rein intoniert, sondern auch ohne erkennbare Anstrengung gesungen sind, ist schlicht faszinierend.

Das wunderbar verschleppte «Valley of the Dolls» klingt, als sängen Crosby, Stills, Nash & Young zur Begleitung von Black Sabbath. Die offen schwingenden Saiten füllen den Rossstall, in dem sich für einen Montagabend erstaunliche 200 Besucher eingefunden haben, mit zähflüssiger Lava, auf der die schwirrenden Gesänge dahinzuschmelzen scheinen. Was hier zelebriert wird, ist apokalyptische Flower-Power. Das heftige Blitzgewitter, das sich wenige Stunden später am Basler Stadthimmel entlädt, ist nichts dagegen.

Allmählich grösser werden

Open Air Basel im August

Von Patricia Stahl

Das Open Air Basel lässt seit fünf Jahren etablierte Bands unter freiem Himmel auftreten. 2013 fand das Festival zum ersten Mal unter diesem verkürzten Namen statt, der «Viva con Agua und Kaserne Basel-Festival» ersetzt. Mit dem Namenswechsel wurde auch der Verkauf von Tickets eingeführt, das Festival ist nicht mehr gratis.

Dieses neue Konzept habe sich gelohnt, sagen die Veranstalter. Über 3000 zahlende Besucher konnte das Festival im letzten Jahr verzeichnen. Zusammen mit dem Publikum der kostenfreien Konzerte am Nachmittag ergab das 7000 Zuschauer. Diesen Erfolg hoffen die Veranstalter auch dieses Jahr fortführen zu können. Das kostenlose Nachmittagsprogramm wird leicht verändert durchgeführt: Unter dem Namen «Nomidance» werden lokale Musiker und DJs ohne vorangehenden Soundcheck ihren Auftritt bestreiten. Dies gelingt mit dem Soundsystem «Turbo Audio Posse», welches unter anderem von DJ La Febbre, Belly Ranking oder King Fab schon ab zwei Uhr nachmittags bespielt wird.

Grossbritannien reich vertreten

Auf der grossen Bühne – der grössten in der Geschichte des Festivals, wie die Veranstalter an der gestrigen Medienkonferenz verlauten liessen – treten einige Bands aus Grossbritannien auf. An beiden Tagen werden Künstler des Labels NinjaTune auftreten. Am Freitag (15. 8.) wird dies Fink sein, am Samstag (16. 8.) Bonobo.

Der berühmteste Name, den das Open Air Basel dieses Jahr verpflichten konnte, ist Maximo Park. Die ebenfalls britische Band ist das Highlight des Freitagabends. Mit ihren mehr und mehr in die Elektronik hineinspielenden Stücken werden sie das Basler Publikum auch zum Tanzen anregen.

Am Samstag tritt ausserdem Nick Waterhouse auf. Der Amerikaner präsentiert seine dem R'n'B und Jazz entspringende Musik am frühen Abend, da sie zum noch hellen Tag passe. Nach den Hauptauftritten werden Aftershow Acts aus der Region die Besucher in die Nacht entlassen.

Open Air Basel. 15./16. August. Kasernenareal, Klybeckstrasse 1b. www.openairbs.ch

Nachrichten

Schweizer Grand Prix Design 2014 vergeben

Bern. Das Bundesamt für Kultur zeichnet mit dem diesjährigen Schweizer Grand Prix Design 2014 drei eigenwillige gestalterische Haltungen Schweizer Designs aus: den Textildesigner Erich Biehle, den Industriedesigner Alfredo Häberli und den Typografen Wolfgang Weingart. mat

Beatrix Ruf verlässt die Kunsthalle Zürich

Zürich. Beatrix Ruf tritt per November 2014 als Direktorin der Kunsthalle Zürich zurück und wird Direktorin des Stedelijk Museum Amsterdam. Der Vorstand lobt die Arbeit von Beatrix Ruf und hat die Suche nach einer Nachfolge eingeleitet. mat

Younghi Pagh-Paan in der Paul-Sacher-Stiftung

Basel. Mit den Musikmanuskripten der Komponistin Younghi Pagh-Paan konnte die Paul-Sacher-Stiftung vor Kurzem eine neue Dokumentensammlung zur zeitgenössischen Musik übernehmen. Die Sammlung von Skizzen, Entwürfen und Reinschriften zu Pagh-Paans Werken wird laufend ergänzt und steht der Forschung ab sofort im Archiv der Stiftung am Basler Münsterplatz zur Verfügung. Younghi Pagh-Paan wurde 1945 in Südkorea geboren und kam 1974 als Stipendiatin nach Freiburg im Breisgau, wo sie studierte. Von 1994 bis 2011 war sie Professorin für Komposition an der Hochschule für Künste in Bremen. mat